

---

Heike Geißler

---

Verzweiflungen

---

Essay

---

edition suhrkamp

---

SV

edition suhrkamp 2873

Ein Mädchen steht vor der Schwimmlehrerin und bittet, endlich in die Fortgeschrittenengruppe zu dürfen. Dabei kann sie nur am Beckenrand ohne Leine gut schwimmen. Die Lehrerin ist gnadenlos, das Mädchen verzweifelt.

Dreißig Jahre später ist Heike Geißler erwachsen und noch immer verzweifelt – aber entschlossen, sich diesem Gefühl zu stellen: Wo ist der Fehler – in Geschlechterrollen, Heroismus, Militarisierung? Was fehlt? Wo sitzt die Menschenfeindlichkeit noch überall? Im Sprechen, im politischen Handeln. In den Landesparlamenten, nicht nur in Ostdeutschland. Sie wehrt sich gegen Rechtsextremismus, feindselige Strukturen und unaushaltbare Verhältnisse. Und übt einen neuen Ansatz, einen anderen Blick. Um daraus Trost und Mut zu schöpfen.

Heike Geißler, 1977 in Riesa geboren, ist Autorin, Übersetzerin, Mitherausgeberin der Heftreihe *Lücken kann man lesen* und Mitbegründerin des Interventionsformats *Sabotique*. Mit der Schauspielerin Charlotte Puder arbeitet sie als Kollektiv George Bele. Heike Geißler wurde mit zahlreichen Stipendien und Preisen ausgezeichnet und lebt heute in Leipzig.

Heike Geißler

# Verzweiflungen

Essay

Suhrkamp

Erste Auflage 2025  
edition suhrkamp 2873  
Originalausgabe

© Suhrkamp Verlag AG, Berlin, 2025

Alle Rechte vorbehalten. Wir behalten uns auch eine Nutzung  
des Werks für Text und Data Mining im Sinne von § 44b UrhG vor.

Umschlag gestaltet nach einem Konzept  
von Willy Fleckhaus: Rolf Staudt

Satz: Satz-Offizin Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck: C. H. Beck, Nördlingen

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-12873-2

Suhrkamp Verlag AG  
Torstraße 44, 10119 Berlin  
info@suhrkamp.de  
www.suhrkamp.de

## Verzweiflungen



Dieses Buch enthält einen Witz. Jetzt, da mir einfällt, so zu beginnen – also von der Verzweiflung zuerst einmal abzulenken –, weiß ich allerdings nicht, wo er steht, ich weiß nur, ich habe einen Witz aufgenommen. Der Witz, den ich jetzt nicht wiedergeben könnte, ist kein besonderer Witz, er ist auch nicht lang oder ausgefeilt. Vermutlich ist er noch nicht mal ausgesprochen witzig. Er ist so einer, den man irgendwie schon sehr oft gehört hat, in etwa so einer:

*Fritzchen geht um die Ecke.*

*Was fehlt?*

*Der Witz.*

(Das ist natürlich nicht der Witz, den ich meine.)

Ich möchte über die Verzweiflung ja gar nicht sagen, dass sie mich im Griff hat, aber ich vermute, es ist tatsächlich so. Ich möchte, wie gesagt, intuitiv von der Verzweiflung ablenken, aber nun sind wir hier, und nun fange ich an.

Verzweiflung mitschreiben, Verzweiflung fixieren, Verzweiflung auf- und niederschreiben, niederringen.

Ganz so, als wäre sie die Gegnerin.

Die Notwendigkeit, zurückzublicken auf Verzweiflung, auf Momente, in denen ich verzweifelt war oder die Verzweiflung von Freund\*innen, Nachbar\*innen oder völlig Fremden mitbekam. Ich schrieb auf, was ich fühlte, was ich beobachtete, um meine Verzweiflung zu beruhigen, um sie zu beerdigen, manchmal. Aber die Verzweiflung, das wissen alle, die sie kennen, ist eine Unsterbliche, eine energische Wiedergängerin, ein expandierendes Gewächs mit Fadenwurzeln aus Garn, Spucke oder Schleim.

Der Wunsch, das Verzweiflungsgewächs aus seinem Habitat zu rupfen, reißen oder locken, ihm seine Versorgung zu entziehen und es in einem Karton, einer Lagerhalle, in einem Buch zu verstauen.

Der Wunsch, eine Art Inventur durchzuführen.

Diese Lust auf einen abschließenden Rückblick, die Lust darauf, ein Ende zu schreiben, ein Ende der Verzweiflung, ein Ende der Anlässe, verzweifelt zu sein.

Ich will die Verzweiflung verwandeln in konstruktive oder alberne Handlungen, in Nicht-Verzagen, in Einspruch, gern auch in Märchen oder Gold.

Søren Kierkegaard, der hier auch auftauchen wird, schrieb: »So heißt also krank *zum* Tode sein nicht sterben können, doch nicht so, als wäre noch Hoffnung auf Leben, nein, die Hoffnungslosigkeit ist, daß selbst die letzte Hoffnung, der Tod, nicht besteht. Wenn der Tod die größte Gefahr ist, hofft man auf das Leben, wenn man aber die noch schrecklichere Gefahr kennenlernt, hofft man auf den Tod. Wenn also die Gefahr so groß ist, daß der Tod die Hoffnung geworden ist, dann ist die Verzweiflung die Hoffnungslosigkeit, nicht einmal sterben zu können.«

Besser, man spricht den Tod gleich an. Besser, man läßt den Tod gleich ein.

Der Tod ist anwesend. Das Tödliche sowieso.

Besser, man spricht alles an, was ansonsten droht, ein Subtext zu werden, sich zwischen die Wörter zu drängen oder in die Wörter selbst.

Besser, ich sage gleich, was ich zwar lieber nicht sagen möchte, was sich aber permanent in meine Gedanken wirft, an lose Assoziationen hängt, sich mir mitten im Satz in den Weg stellt.

Und das hier ist keine Pose. Das ist eine Notwendigkeit.

Ich atme also tief durch, versuche, das Folgende schnell hinter mich zu bringen, und teile mit, dass ich ab ungefähr vierzig dachte, ich könnte unvergewaltigt durchs Leben kommen.

Das hat aber nicht geklappt.

Ich staune selber und würde das gern ignorieren. Ich

würde auch gern die Stadt wieder besuchen können, in der *es passierte*. Obwohl, das stimmt nicht. Will ich nicht. Weg die Stadt, weg die ganze große Stadt, weg aus meinen Möglichkeiten. Ich ringe nicht um die Stadt, ich ringe auch nicht darum, das Kleid, das ich trug, wieder tragen zu können. Ich mochte das Kleid, bevor *es passierte*, sehr, ich hatte es ein wenig ermäßigt bekommen, weil eine kleine Stelle der Reißverschlussnaht offen war und ich zustimmte, sie selber zu nähen. Ich würde das Kleid gern einfach wegschmeißen können, aber so spitz kriege ich meine Finger nicht, dass ich es wieder berühren kann, dass ich ihm seine Bedeutung zugestehen kann, indem ich es wegwerfe, und ich will *die Sache* auch nicht anhand des Kleides austragen. Das Kleid ist nebensächlich. Ich habe ein Kleid im Schrank, das Zeuge ist, ich habe eine Stadt im Sinn, in die ich nicht mehr fahren kann, weil ich schon Atemnot bekomme, wenn der Zug sich der Stadt nur nähert, wenn als nächster Halt ihr Name genannt wird. Erst wenn der Zug die Stadt verlassen hat, kann ich wieder ruhiger atmen.

Es reicht, an Kleid und Stadt zu denken, um mich schlingern zu lassen, erstarren zugleich. Ich werde, wie man so sagt, zu Stein und behaupte aus energischem, extra schwer verwitterndem Stein zu sein, aber ich bin eher aus Sandstein gemacht: Alle meine Formen zerfließen unter dem Einfluss von Wetter und Zeit. Ich verkrafte es und verkrafte es zugleich nicht, auf diese mich vergewaltigende Art *beschrieben worden* zu sein, ich wünschte, ich könnte den Ort der Niederschrift, diese Stellen meines Hirns, meines Körpergedächtnisses, aussparen, extrahieren, an einem gesonderten Ort aufbe-

wahren und eines Tages gesondert betrachten, aber sie drängen ständig darauf, dabei zu sein.

Ich schreibe das ganz ohne Gefühl. Und es wird ja auch niemand erwarten, dass ich *das Ereignis* nachbilde, dass ich die Verzweiflung in Anbetracht der Erkenntnis, dass das, was geschehen war, als Vergewaltigung bezeichnet werden muss, anschaulich mache. Dass ich ausführlicher werde. Was hier steht genügt.

Ich kann das Gelände meiner Zerstörung schlecht erfassen.

Es ist vorhanden.

Es sollte nicht vorhanden sein.

Und nach den Jahren, in denen ich dachte, der Penis ist ja in Ordnung, okay, sogar sehr gut und fantastisch, dachte ich dann: Ich will euch einfach nicht mehr sehen.

Penisse zu Pflugscharen!

Penisse zu *carrier bags*!

Mehr will ich dazu nicht sagen. Nur:

Ich bin nicht unvergewaltigt durch mein Leben gekommen, ich werde folglich nicht unvergewaltigt durch mein Leben gekommen sein.

Sophie Collins zitiert in *small white monkeys* Denise Riley: »Woran ich dabei denke, [...] ist das Gefühl, eine Aura der Lüge auszustrahlen, und an die dazugehörige Angst, dass man mir nicht glaubt.«

Hélène Cixous schreibt: »Ich hoffe, Sie werden mir verzeihen, wenn ich das Wort ›Wahrheit‹ verwende. In dem

Moment, in dem ich ›Wahrheit‹ sage, erwarte ich, dass die Leute fragen: ›Was ist Wahrheit?‹ ›Gibt es Wahrheit?‹ Stellen wir uns vor, sie existiert, daher existiert auch das Gefühl.«

Ich stecke an diesem Punkt fest, an dem ich weiß, was mir passiert ist, es aber nicht wahrhaben möchte und deshalb manchmal denken will, das sei mir alles nicht passiert, und deshalb manchmal denke: Das ist mir nicht passiert.

Und weiter: »Vielleicht bedeutet die Annäherung an das, was wir Wahrheit nennen, zumindest ›entlügen‹, nicht zu lügen. Unser Leben ist ein Gebäude aus Lügen. Wir müssen lügen, um zu leben. Aber um zu schreiben, müssen wir versuchen, zu entlügen, uns die Lügen zu verwehren. Irgendetwas macht das Gehen in Richtung Wahrheit und das Sterben fast zu Synonymen. Es ist gefährlich, in Richtung Wahrheit zu gehen. Wir können nicht darüber lesen, wir können sie nicht ertragen, wir können sie nicht aussprechen; wir denken, dass man erst in der allerletzten Minute weiß, was man sagen wird, obwohl wir nie wissen, wann diese letzte Minute sein wird.«

Ach ja, ich hatte ja vom Tod gesprochen, oder den Tod angesprochen, da war ich.

Tod! Ich versuche, die Wahrheit zu sagen.

Tod, ich bekomme das Wort Wahrheit kaum noch über die Lippen.

Tod, ich mag neben der Wahrheit auch die guten, schönen Lügen sehr.

Die Lügen der Gegenwart sind jedoch katastrophal. Sie sind menschenverachtend, profit- und machtorientiert, engstirnig, tendenziell tödlich. Und oft sehr langweilig und durchschaubar kalkuliert. Die jetzige ist keine Zeit für gute, schöne, prächtige, magische Lügen. Für wilde, aber harmlose, lustige Lügen.

Ich lebe offenbar in einer Zeit, in der ich nie leben wollte.

Brutal, kriegerisch, ideologisch, verbissen, seltsamer Humor. Ich will wegrennen und lebe vielleicht nur noch in geschützten Ecken. Ich bin immerzu schockiert und kann mich an die Kanonade von schlechten Nachrichten und Feindseligkeit weder gewöhnen, noch kann ich resignieren.

Ich lache aus Verzweiflung, und ich freue mich und lache umso energischer über die einfachsten Sachen, die aber nur vermeintlich einfach sind.

*Das ist lustig.*

Wenn Clown Grock mit seiner Ziehharmonika auftritt und auf den Stuhl springt, aber die Sitzfläche durchbricht, sodass er also im Stuhl steht, an den Beinen eingefasst wie ein wuchernder Busch, dessen Zweige nicht brechen oder zu weit in den Weg ragen sollen, und wenn er sich kurz sammelt, dann aber weiter Ziehharmonika spielt, um schließlich aus dieser Position hochzuspringen: Das ist lustig, und viel mehr noch. Wie nach oben gezogen, nimmt der große Grock auf der Stuhllehne Platz, schlägt die Beine übereinander, der rechte Fuß steht auf der Einfassung der Sitzfläche. Er spielt.

Ich denke an den Hochseilakrobaten Karl Wallenda inmitten seiner Löffelsammlung, über die ich nichts weiß, die ich nur kenne, weil es dieses Foto gibt, das ihn an einem runden Couchtisch zeigt, vor sich in Kreisen ausgelegte Löffel, die ausgehend von einem größeren Vorlegelöffel strahlenförmig zum Rand des Tisches fließen. Unterschiedlichste Löffel: Mokkalöffel, Teelöffel, Zuckerlöffel, wenige Suppenlöffel suggerieren eine Bewegung, als entsprängen der Mitte mit dem Vorlegelöffel immer neue Löffel, der Vorlegelöffel serviert Löffel aus einem großen Vorrat.

Karl Wallenda wollte seine Laufbahn beenden, aber machte doch weiter. Er sagte: »Ich bin so verdammt einsam auf dem Boden.« 1978, im Alter von 73 Jahren, zeigte er seine letzte Hochseilnummer. Ein 37 Meter hohes Seil war zwischen den beiden Türmen des Condado Plaza Hotels im puerto-ricanischen San Juan gespannt. Es gab starke Winde an diesem Tag, man hätte die Vorführung absagen müssen, auch war das Seil nicht ausreichend gesichert. Karl Wallenda fiel weit nach unten auf ein Taxi: kein Schrei, kein Rudern der Arme.

Und ich weiß nicht: Bin ich auch so verdammt einsam auf dem Boden? Bin ich mitsamt der Gegenwart und allen, die ich kenne, aus der Hand eines Gottes gefallen oder geworfen worden, an den ich nicht einmal glaube?

Ich kann das nicht beantworten, weil es vielleicht die falsche Frage ist.

Aber das konnte ja wirklich niemand wissen (außer einem eventuellen Gott vielleicht), dass mir die ganze Weltlage in die Quere kommt. Mir, die ich wie die meisten

ein Leben führe, das immer weniger stabil wirkt und durch die politisch und ökonomisch Mächtigen relativ leicht, unangekündigt und sehr anschaulich beeinträchtigt, unterbrochen, beendet werden kann. Das konnte doch niemand rechtzeitig in meine Ideen der Zukunft einpreisen und mich und alle, die ich kenne und mag, ansatzweise darauf vorbereiten, dass die einstigen Dystopien Realität sind und werden, dass uns die Weltlage in jedweder Hinsicht massiv in die Quere kommt. Ohnehin möchte ich nicht vorbereitet sein.

Die Gruppe derer, die nicht immun, sondern zu beeindrucken, zu beeinträchtigen sind, ist riesig, aber augenscheinlich nicht maßgeblich, und sie steht mit offenem Mund und staunt die Ereignisse an. Auch das eher innerlich als äußerlich, denn wer hat schon Zeit für Erstaunen und Schock.

Man kann natürlich gar nicht von einer einheitlichen Gruppe sprechen, zu unterschiedlich sind ihre Mitglieder, zu unterschiedlich auch den Gefährdungen ausgesetzt. Die Gruppe setzt sich aus all jenen zusammen, die den Gefährdungen nichts mehr entgegensetzen können, und jenen, die noch vorsorgen, sich ablenken, sparen, nach einer Krankheit halbwegs genesen und sich wenigstens teilweise wehren oder von Schäden erholen können. Ich gehöre Letzteren an und betrachte die anderen mit Empathie und Furcht gleichermaßen. Denn wie Kateryna Mishchenko in *Erste Gedanken an Heilung* am Beispiel der Kriegsgeflüchteten schreibt: »Im Raster der Zeit erscheinen Kriegsgeflüchtete als Gäste aus der befürchteten negativen Zukunft. Die erzwungene Reduktion auf das nackte Leben, ihre in Frage ge-

stellte Existenz verleiht diesen Menschen den Status von Rückständigen. Je näher sie der Front sind, desto vergangener wirken der menschliche Körper und der Frieden als eine verkörperte Idee.

Die Zeit wird so fürchterlich verschwendet.«

Wie nah die befürchtete Zukunft ist.

Wie da die befürchtete Zukunft ist.

Und wie viel Furchtraum noch möglich.

Auf der Erde das Verzweiflungsland, das ich bewohne, dessen Einwohnerin ich geworden bin; es ist voll hier, wengleich der Eindruck täuschen könnte. Ich bin durchsichtig geworden in diesem Land, das es überall gibt. Ich kann deshalb nicht überzeugend zeigen, wie zerschissen und zerfranst ich bin, ich trete auf als verwischte Spur, als ausgebliebenes Bild, als wie von unten rufendes Wesen: *Hallo! Viele Grüße von einer unsichtbaren Fetzenmamsell.*

Wer sehen will, kann sehen, wie es um mich steht.

Ja, ich zerfranse und zerfalle unter tausend Dingen.

*Und dann bin ich in tausend Teile zerfallen.* Ich sage es so, denn es klingt besser, als dass ich zerfiel, zerbrach, dass ich keinen klaren Kopf mehr hatte. Ich dachte: Tausend Teile, das ist eine Menge, aber man kann sie wieder zusammensetzen.

Im Flur ein Karton mit tausend blassbunten Flummis. Sie sind der Vorrat für ein Stück, das ich geschrieben habe, das ich mit meiner Freundin und Kollegin C inszenieren und aufführen werde. Wir träumten von zehntausend Flummis, aber leisteten uns nur tausend, die

mir in Hundertersäckchen nach Hause geliefert wurden. Die Kinder und ich öffneten Tüte um Tüte, wir warfen die Flummis mit aller Kraft auf den Boden. Das Ziel war es, sie drei Mal die Decke berühren zu lassen, was nicht gelang. Nachher war der Boden schmierig von den Flummis, fettig. Wer auf Socken ging, kam an manchen Stellen überraschend ins Rutschen.

Wenn uns jemand fragt, worum es im Stück gehen wird, improvisieren wir. Was wir nicht sagen, aber wissen: Am Ende fallen die Flummis alle auf einmal aus dem Bühnenhimmel. Und das zu wissen ist so banal wie tröstlich.

Es lag mir nie, kaputt zu sein.

Eigentlich heule und klage ich vor Schreck, Überforderung, Stress und Angst. Ich heule und klage den ganzen Tag und überall. Unsichtbar und dezent. Hauptsächlich innerlich. Ich schreie innerlich einen zehrenden, kläglichen und schauerlichen Ton.

Ich finde diesen Ton angebracht, aber man wird ihn nicht von mir hören. Ich würde mich genieren, würde meinen, das sei der falsche Moment, es liege ein letztlich wohl doch unerheblicher Anlass vor, nicht Anlass genug jedenfalls, um jetzt und hier zu schreien, zu brüllen *wie ein Tier*. Ich würde relativieren, bis es mir sogar selbst unangebracht vorkäme, so zu schreien: laut, energisch, lange genug, um nicht mit einer kurzen Schreckensäußerung verwechselt zu werden, die dann überginge in Gelächter, weil es ja doch keinen Anlass für diesen Schreck gab.

Ich eile innerlich schreiend den vermeintlichen und tatsächlichen Schrecken davon, ich werde selten laut, ich entwische höflich, das ist meine Fortbewegungsart.

Jemand sagte mir mal, ich sollte mir vielleicht dringend einen anderen Sport suchen, schlug mir also, während ich da an ihm vorbeihuschte, einen besseren Ausgleich vor.

Na von mir aus, dachte ich, widersprach nicht, aber wunderte mich: Man kann ja alles verkennen und für ein durch Sport regulierbares Problem halten.

Ich schreie also nicht. Ich gehe ein, irgendwie. Ich verkümmere auf stumme Art, das ist das berühmte Erstickten an allem, was eigentlich rausmuss, aber nicht raus kann. Die Verzweiflung macht mir den Körper ka-